

Henri Dunand

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - (1910)

Heft 21-22

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Friede

Offizielles Vereins-Organ des Schweizerischen Friedensvereins.

Sprechsaal der Friedensfreunde des In- und Auslandes

enthaltend das

Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.

Abonnementspreis per Jahr: In der Schweiz Fr. 2. — (für Mitglieder und Nichtmitglieder); im Weltpostverein portofrei Fr. 3. 60. Einzelne Exemplare à 10 Cts.
 Inserate per einspalt. 4.5 cm breite Petitzeile 15 Cts., für Jahresaufträge nach Uebereinkunft. — Das Blatt erscheint am 20. jeden Monats in einer Doppelnummer von 6—8 Seiten.
 Redaktion: Für das Zentralkomitee des Schweizerischen Friedensvereins, R. Geering-Christ, „Im Wiesengrund“, Böttmingermühle bei Basel.
 Einsendungen sind an letztere Adresse zu richten.

Annoncen nehmen die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, deren Vertreter, sowie sämtliche Annoncenbureaux entgegen.

Inhalt: Motto. — † Henri Dunant. — Friedensverein und Politik. — Kultur-Mängel. — Die Resolutionen und Beschlüsse des 18. Friedenskongresses. — Schweizerischer Friedensverein. — Propaganda-Vorträge mit Lichtbildern in der Schweiz. — Verschiedenes. — Ein Samenkorn, das sich vertausendfachte. — Literatur. — Feuilleton.

Motto.

Jeder, Mann und Frau, hat die Pflicht, an der Friedensarbeit mitzuwirken. Heilige Pflicht ist es jedes Menschen von Herz, der nicht blind und stumpfsinnig ist.

Henri Dunant.

Juni 1909.

† Henri Dunant.

„Dunant von Solferino ist nicht mehr!“
 Die Klage hallt vom Firm zum fernsten Meer.
 Lasst uns auf Grab die Friedenspalme legen
 Ihm, der gebracht den Völkern Heil und Segen.
 Sein liebend Herz, das Fürstenmacht bezwungen,
 Hat nun den ewigen Lorbeer sich errungen.

Wo Hass geschlagen martervolle Wunden,
 Hat seine Liebe rettend sie verbunden,
 Und jenen, die zum Kampf aufs Schlachtfeld eilen,
 Folgt seine Schar, zu helfen und zu heilen,
 Vom roten Kreuz umschwebt im weissen Feld.
 Drum Dank Dir ewig, grosser Friedensheld!

Das Zeichen, unter dem in Schmerzensstunden
 So Mancher Trost und Hoffnung hat gefunden,
 Es flattere als Dein Banner Dir voran,
 Steigt nun Dein Geist zu lichter Sternenbahn.
 Wir aber stehn am Grab und sehn Dich weichen — —
 Hinauf lasst uns den Blick, die Herzen wenden
 Und schwören bei dem hehren Kreuzeszeichen:
 „Dein Friedenswerk, wir werden es vollenden!“

H. Sp.

—o—

† Henri Dunant.

Am 30. Oktober ist im Krankenhause zu Heiden der Gründer des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention, Henri Dunant, im Alter von über 82 Jahren gestorben.

Henri Dunant, geboren am 8. Mai 1828, entstammt einer alten Genfer Patrizierfamilie. Seine Mutter war eine Schwester des berühmten Ingenieurs und Professors Colladon. „Meine Mutter,“ schrieb Henri Dunant in einem Privatbriefe, „war die personifizierte hingebende Liebe, immer begeistert für alles Gute, Rechte und Grosse.“ Der Wohltätigkeitssinn war in der Familie Dunant-Colladon von alters her überliefert, und so ist es auch nicht zu verwundern, dass der für alles Gute und Grosse empfängliche Henri sich in diesen Sinn einlebte und an dem Schicksal der Armen, Geringen und Unglücklichen lebhaften und werktätigen Anteil nahm. Auf seinen Gängen als Mitglied des Armenvereins lernte der junge Patriziersohn das Unglück und Elend zum ersten Male, wie er selber sagt, von Angesicht zu Angesicht kennen, in den dunklen Gässchen, in Wohnungen, die eher Ställen glichen, bei Menschen, die nichts eigen nannten als eine Kette von Leiden und Entbehrungen aller Art, welche die Liebe nicht kannten und die Güte nicht. Aus dem Gesehenen und Erfahrenen heraus tauchte in dem 21jährigen Dunant, in verschwommenen Umrissen allerdings, der Gedanke an die Gründung eines grossen internationalen Bundes zur Linderung des Unglücks aller Arten auf. Der Gedanke hat ihn seither nicht mehr verlassen; nur nahm das, was damals mehr der ideale Traum eines Jünglings war, erst viele Jahre später eine praktische Gestalt an. Neben der Mutter wirkte Miss Florence Nightingale auf Dunant ein. „Ihr Heldenwerk in der Krim war es,“ sagte Dunant in einem Vortrage in London, „welches mich begeisterte, während des italienisch-österreichischen Krieges von 1859 auf die Schlachtfelder der lombardischen Ebene zu eilen.“

Die Schlacht von Solferino zählt zu den blutigsten des abgelaufenen Jahrhunderts. „Ueberall ist das Schlachtfeld mit Menschen- und Pferdeleichen bedeckt; auf den Strassen, in den Gräben, Bächen, Gebüschchen, auf den Wiesen, überall liegen Tote umher. Der Erdboden scheint vom Blute zu dampfen, zu rauchen. Die unglücklichen Verwundeten sind bleich, gelb, verstört. Die einen, die Verstümmelten, schauen blödsinnig drein; sie scheinen nicht zu verstehen, was man zu ihnen sagt, und stieren Auges starren sie ihre Retter an; aber ihre Niedergeschlagenheit hindert sie nicht, ihre Schmerzen zu empfinden. Andere sind unruhig; ihr ganzes Nervensystem ist er-

schüttert, und sie zucken krampfhaft zusammen. Jene mit offenen Wunden, bei denen bereits die Entzündung um sich gegriffen, sind wütend vor Schmerz. Sie verlangen, dass man ihren Leiden durch einen schnellen Tod ein Ende mache, und winden und drehen sich mit verzerrtem Antlitze in den letzten Zügen des Todeskampfes...“ So sah es auf dem stundenweiten Schlachtfelde überall aus. Hier griff nun Dunant mit tatkräftiger und rettender Hand ein. Er bildete aus den Einwohnern, die sich aus den Verstecken herauswagten, aus Schlachtenbummlern, herumirrenden Soldaten, aus Zeitungsreportern einen Stab von Helfern und tat sein möglichstes, um das grosse Elend zu mildern. Dankbar folgten die Blicke der Verwundeten dem „weissen Herrn“, wie er seiner weissen Sommerkleider wegen überall genannt wurde. Absichtlich erwies Dunant den in Feindesland besiegten Oesterreichern die zuvorkommendste Hilfe. Das merkten die lombardischen Frauen bald, die anfangs meinten, die Feinde müsse man liegen lassen oder ihnen erst in letzter Linie helfen. Sie folgten sofort freudig dem Beispiele Dunants und erwiesen mit dem Ausrufe: *Tutti fratelli* — alles Brüder — allen das nämliche Wohlwollen, die nämliche Hilfe. Dieser Ausruf der wackern Bauernfrauen grub sich als Motto für die Pflege der Verwundeten in Dunants Herz ein. Auf dem Schlachtfelde von Solferino sah Dunant die dringende Notwendigkeit eines Völkervertrages ein, der die Verwundeten als unverletzlich und neutral anerkennt, sowie die Notwendigkeit eines einheitlichen gemeinsamen Feldzeichens und gemeinsamer Ambulanzfahne.

Aus diesen Anschauungen heraus erwuchsen die Genfer Konvention und das Rote Kreuz, dessen Bahnbrecher Dunants Schrift: „Erinnerungen an Solferino“ war. Das Buch wurde in alle Sprachen übersetzt, es ward zu einem weltgeschichtlichen Ereignis.

Der erste wichtige und tatkräftige Helfer zur Verwirklichung von Dunants Idee war General Dufour, sein treuer Freund. Er nannte die Idee und das Werk Dunants ein Ehrenkenmal des Jahrhunderts. Die hochangesehene, verdienstvolle Genfer gemeinnützige Gesellschaft stand Dunants Idee zu Gevatter, um ihr eine europäische Geltung zu verschaffen. Ueberall begann man, aufgerüttelt durch die „Erinnerungen an Solferino“, sich für das grosse Werk zu interessieren,

dann zu erwärmen. Dunant arbeitete mit Feuereifer für die Verwirklichung seiner Ideen und führte eine immense Korrespondenz und unternahm auf eigene Kosten eine Agitationsreise an eine Reihe von Höfen, wo er mit dem Feuer des Idealisten und der Beredsamkeit des gebildeten Franzosen für seine Ideen eintrat. „Ich musste mich an die Mächtigen der Erde wenden,“ sagte Dunant zu einem Besucher, „wenn mein Werk gelingen sollte, und ich muss sagen, sie haben mir ein Verständnis und eine Bereitwilligkeit entgegengebracht, denen ich unendlich viel verdanke.“ Besonders günstige Aufnahme fand er am Königshof von Preussen, wo insbesondere die Königin Augusta, König Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I., Kronprinz Friedrich und Kriegsminister Roon sich für Dunants Pläne interessierten, ferner in Sachsen, Baden und endlich bei Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie. So kam denn im August 1864 in Genf ein diplomatischer Kongress zusammen, auf welchem 16 Mächte vertreten waren. Dieser Kongress stellte eine Anzahl von Artikeln auf, die unter dem Namen Genfer Konvention ins internationale Völkerrecht übergegangen und worin Dunants Ideen zu Tat und Wahrheit geworden sind. Als Abzeichen für das Sanitätskorps und Ausweis für dessen Hilfspersonal wurde das rote Kreuz im weissen Feld — das Schweizerwappen mit umgekehrten Farben — angenommen. In allen Staaten, welche der Genfer Konvention beitraten, entstanden Landesvereine zum Roten Kreuz. Die Hauptaufgabe dieser Vereine ist die Pflege der Verwundeten im Kriege; viele darunter beschäftigen sich auch mit der Linderung allgemeiner Notstände in Friedenszeiten.

Das Samariterwesen hat sich auf dem Schlachtfelde bewährt, so im preussisch-österreichischen, im deutsch-französischen und im ostasiatischen Kriege. Noch einmal führte das Schicksal Dunant auf den Schauplatz kriegerischer Ereignisse, und zwar im Jahre 1870/71 nach Paris, wo er die ganze Belagerung und nachherige Schreckenszeit des Commune-Aufstandes durchmachte und als barmherziger Samariter Not und Elend zu lindern suchte. Grosse Ehrungen, eine Fülle von Ordensauszeichnungen wurden ihm zuteil, verhinderten aber nicht, dass der einst so Gefeierte, der sein halbes Vermögen der Durchführung seiner Idee geopfert hatte und um die andere

der zwischen den Felsen mit dem Tode rangen; es senkte sich von diesem fremden Himmel, den wir noch nie vorher gesehen, auf uns herab. Schweigend, vom Schreck gelähmt, standen wir um den erloschenen Samowar, und vom Himmel schaute auf uns der gewaltige, formlose Schatten nieder, der über der Welt emporgestiegen war.

Da plötzlich ertönte in nächster Nähe, wahrscheinlich beim Regimentskommandeur, Musik, und die lustig tollten, lauten Klänge lohten gleichsam auf inmitten der nächtlichen Stille. Herausfordernd, ausgelassen, toll erscholl die leichte Weise in die Nacht hinaus, doch klang etwas Banges, Disharmonisches durch die allzu lauten, allzu lustigen Wirbel, als ob sowohl jene, die da spielten, als auch jene, die zuhörten, gleich uns diesen gewaltigen, formlosen Schatten sähen, der über der Welt emporgestiegen war.

Jenem aber, der im Orchester die Trompete blies, war er offenbar schon ins Hirn gedrungen, dieser gewaltige, stumme Schatten. Der abgebrochene, schrille Klang seines Instruments sprang und hüpfte hin und her und lief irgend wohin, abseits von den andern, zitternd vor Angst, wie wahnsinnig. Und die übrigen Töne schienen sich gleichsam nach ihm umzusehen; so linkisch vorwärtsstolpernd, bald fallend und bald

5

Feuilleton.

Das rote Lachen

Fragmente einer aufgefundenen Handschrift.

Von Leonid Andrejew. Deutsch von August Scholz.

(Fortsetzung.)

Der andere lachte wieder.

„Weiss der Teufel, was das ist!“ schrie irgend jemand. „Ich mache, dass ich wieder nach Hause komme.“

„Nach Hause?“

„Sie scheinen nicht zu begreifen, was Pflicht heisst? ...“

„Nach Hause? Hört doch: er will nach Hause!“

Allgemeines Lachen und banges Geschrei erhob sich — und dann schwiegen wieder alle, wie gebannt von dem Unbegreiflichen. Und da fühlte nicht ich allein, sondern wir alle, die wir da waren, fühlten jenes Eine, Unheimliche: es kam auf uns zu von den dunklen, rätselhaften, fremden Fluren; es stieg empor aus den tiefen, schwarzen Schluchten, in denen vielleicht noch vergessene und verlorene Menschenkin-

Hälfte durch unglückliche Verhältnisse und Vertrauensmissbrauch kam, in die drückendsten und ärmlichsten Verhältnisse geriet, und zu bescheiden, sich selbst wieder in Erinnerung zu bringen, verlassen und vergessen buchstäblich eine Zeitlang nicht wusste, wo er sein Haupt hinlegen sollte.

In den schwersten Zeiten seines Lebens fand er liebevolle Aufnahme bei Herrn Dr. Altherr in Heiden. Zu Anfang der 90er Jahre weilte er etwa anderthalb Jahre bei der Familie Stäheli auf dem Lindenbühl in Trogen. Dann siedelte er in das Krankenhaus Heiden über, das er bis zu seinem Ende bewohnt hat. Hier wurden ihm noch all die Ehrungen zuteil, die Pension der Kaiserin von Russland und der Nobelpreis, die ihm ein sorgenfreies Alter sicherten. Nur selten empfing er noch Besuche; zuletzt durfte niemand mehr sein Zimmer betreten ausser der leitenden Schwester des Krankenhauses, Schwester Elise, die ihm eine treubesorgte Pflegerin war. Der Schreiber dieser Zeilen, der früher öfter mit ihm verkehrt hatte, hat ihn Ende der 90er Jahre zum letzten Male gesehen. Er war schon damals eine ehrwürdige Patriarchengestalt mit einem langen, sorgfältig gepflegten, fast bis zum Boden herabwallenden Bart. Die Segnungen, die vom Roten Kreuz ausgingen, sind unermesslich.

Bis zu seinem Ende war er immer tätig, in reger Korrespondenz und eifrig bemüht für alle Friedensbestrebungen. In den letzten Monaten zeigte sich eine Abnahme der Kräfte; als ihm die Todesanzeige seines Freundes, der Oberfeldarztes Mürset, gebracht wurde, äusserte er, er werde ihm bald in die Ewigkeit nachfolgen. Die Welt, die ihn lange in so schmählicher Weise vergessen hatte und erst später wieder zum Bewusstsein kam, was sie dem Manne verdankt, wird dem Verstorbenen ein dankbares Andenken bewahren.

Henri Dunant konnte nicht bei der Humanisierung des Krieges stehen bleiben; er ist ein eifriger Pazifist geworden, und seine mahnenden Worte, die wir als Motto der heutigen Nummer voransetzen, rufen aller Welt zu, was heute die Pflicht der Menschheit ist. Es liegt viel mehr in diesem Zeugnis des alten Dunant, als diejenigen, die ihn heute feiern, ahnen.

Wir sehen vor uns einen echten, vollkommenen Idealisten, der trotz Spott und Unglauben, die auch ihm entgegengebracht wurden, seinen Idealen zum

sich wieder erhebend, eilten sie in ordnungslosem Schwarm dahin, allzu laut, allzu ausgelassen, allzu nahe diesen schwarzen Klüften, in denen vielleicht noch vergessene und verlorene Menschenkinder zwischen den Felsen mit dem Tode rangen.

Lange standen wir noch um den erloschenen Samowar und schwiegen...

Fünftes Fragment.

...Ich schlief bereits, als der Doktor mich leicht in die Seite stiess, um mich zu wecken. Ich schrie auf, erwachte und sprang empor; wir erwachten alle mit einem Schrei, wenn man uns aus dem Schlafe aufstörte. Ich stürzte nach dem Ausgang des Zeltes, aber der Doktor hielt meine Hand fest und entschuldigte sich:

„Ich habe Sie erschreckt, verzeihen Sie! Ich weiss, dass Sie des Schlafes bedürfen...“

„Fünf Tage und fünf Nächte...“ murmelte ich, während ich auf das harte Lager zurücksank. Ich schlief im Moment wieder ein und glaubte Gott weiss wie lange geschlafen zu haben, als ich von neuem die Stimme des Doktors vernahm, der mir vorsichtige kleine Stösse gegen Rücken und Beine versetzte.

vollen Siege verholpen hat. Aber die neue Zeit verlangte neue Ideale! Nicht Humanisierung des Krieges konnte fernerhin helfen, der Krieg selbst, der alte Schandfleck der Menschheit, musste verworfen werden. Das hatte Dunant vollkommen erkannt. Aber der grösste Teil derjenigen, die ihn nun ehren und preisen, sie sind es gar nicht mehr wert, sich als seine Jünger betrachten zu dürfen. Wenn sie es wären, so müssten auch sie mit Dunant Schritt halten und ihm folgen in der Arbeit an der Verwirklichung seines neuen Ideals. Er hat nach Durchführbarem gestrebt, nicht nach leeren Träumen; das ist durch die Geschichte der Genfer Konvention bewiesen. Wohlan, dann ist auch sein neues Ideal kein leerer Wahn, sondern erst die volle Erfüllung des alten. Nicht Humanisierung, Abschaffung des Krieges verlangen diejenigen, die Dunants wahre Nachfolger sind!

—o—

Friedensverein und Politik.

Von Konrad Schulthess (Zürich).

Angesichts des Umstandes, dass unsere appenzellischen Friedensfreunde sich nächstens darüber aussprechen sollen, ob sie nach Vorschlag von Hrn. K. Rüd die Wahlbeeinflussung als Propagandamittel annehmen wollen oder nicht, erlaube ich mir einige Fragen aufzuwerfen.

In § 2 unserer Statuten heisst es, dass der Schweiz. Friedensverein politisch vollständig neutral sei. Was bedeutet dies? Etwa dass wir uns überhaupt nicht in die Politik mischen sollen? Trifft das zu, dann wäre der Vorschlag von Hrn. Rüd, weil statutenwidrig, unannehmbar. Dies die eine Auffassung.

Mit ebenso gutem Recht kann man aber aus § 2 gerade das Gegenteil von der oben erwähnten Ansicht herauslesen. Der dort aufgestellte Grundsatz der „vollständigen politischen Neutralität“ kann gewiss auch bloss die Meinung haben, wir sollten uns nicht an irgend eine der verschiedenen politischen Parteien anschliessen und deren Politik zur unsrigen machen. In diesem Falle dürften wir also eine selbständige aktive Politik treiben, und die Appenzeller könnten ohne Bedenken den Vorschlag annehmen.

„Es muss sein, mein Lieber, es muss unbedingt sein. Ich glaube ganz bestimmt, dass noch Verwundete draussen auf dem Schlachtfelde liegen...“

„Was für Verwundete? Wir haben doch den ganzen Tag nur immer Verwundete eingebracht. Das ist ja schändlich, ich habe fünf Tage und fünf Nächte nicht geschlafen!“

„Seien Sie nicht böse, Verehrtester,“ murmelte der Doktor, während er mir ungeschickt die Mütze auf den Kopf schob. „Alles schläft, keinen Menschen kann ich wach bekommen. Eine Lokomotive und sieben Waggons habe ich glücklich aufgetrieben, doch nun brauch' ich auch Leute... Ich versteh' ja vollkommen... diese Strapazen... Aber kommen Sie schon, ich beschwöre Sie! Alles schläft wie tot... ich selbst halte mich kaum wach und fürchte, jeden Augenblick im Stehen einzuschlafen. Ich weiss gar nicht mehr, wann ich geschlafen habe... ich leide schon an Halluzinationen. So, mein Lieber... ein Bein herunter, dann das andere... so, so...“

Der Doktor war bleich und schwankte vor Erschöpfung, und man sah es ihm an, dass, wenn er sich erst hinlegte, er ein paar Tage lang nicht wird aufstehen können. Die Beine brachen unter mir zusammen, und ich war überzeugt, dass ich im Gehen